Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634973

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 9 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 27. Februar 1937

Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein:
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 9

„So, nun will ich die Probe machen, ob Sie im ganzen Land so bekannt sind, wie Sie sagen. Wie heißt der Herr, Röschen?"

„Der? Das ist doch der Herr Zumbrunn von der Fabrik, der gibt mir doch immer Schokolade, der hat mir schon viel Schokolade gegeben."

„Sehen Sie", triumphierte er. „Sehen Sie! Jedes Kind kennt mich. Ich kann mich zwar nicht erinnern, Röschen je Schokolade gegeben zu haben, aber Sie sehen doch!"

„Sie sehen gar nicht aus, als ob Sie den Kindern Schokolade gäben", sagte Jo.

„Aber Sie glauben mir nun?" fragte Ulrich Zumbrunn eindringlich.

„Ich glaube, daß Sie Herr Zumbrunn sind. Aber weiter noch nichts. So ein dummes Vertrauen zu fremden Menschen habe ich nun schon nicht mehr, das habe ich erfahren, wohin das führt. Und wozu soll ich Ihnen vertrauen? Das braucht's doch zum Tanzen nicht! Und jetzt geh' ich schlafen, gute Nacht, Herr Zumbrunn."

„Halt, halt, so eilt das nicht. Erst gebe ich Ihnen meine genaue Adresse und meine Telephonnummer, damit, wenn Sie jemand nötig haben, Sie mir telephonieren können. Und wann sehe ich Sie wieder?"

„Das kann ich doch nicht wissen", sagte Jorinde. „Wenn wir uns eben treffen werden. Ich danke für den Champagner, aber ein andermal können Sie sich den sparen. Also Nr. 1. 1. 1. 1. Für alle Fälle. Danke."

„Ich danke für die Mahnung", sagte Zumbrunn und verbeugte sich. Jo ging.

Oben lief die Wirtin im breiten, teppichbelegten Gang hin und her.

„Ich habe noch auf Sie gewartet. Ich wollte Ihnen nur sagen ... ja, ich meine, ich wollte nur bemerken, daß der Herr Zumbrunn nicht ein so ganz sicherer Freund ist für junge Fräuleins. Er ist ein wenig flatterig, so ein wenig ..." Jo legte Protest ein.

„Aber Frau Zwahlen, was geht mich denn der Herr Ulrich Zumbrunn an?"

„Ja, man weiß nie. Schön, schön, wenn er Sie nichts angeht, dann ist's gut. Ich wollte nur sehen, ob hier oben alles in Ordnung sei. Gute Nacht auch." Und die mütterliche Frau nickte freundlich.

„Schön, gute Nacht, Frau Zwahlen. Sie sind ja ängstlich wie meine Mama."

„Nie zu viel, Fräulein, nie zu viel." Und damit ging sie die Treppe hinunter. Ihre Pflicht hatte die Wirtin erfüllt.

Als Jo im Bett lag und schlafen wollte, und zum offenen Fenster herein der Nebel drang und es so ganz, ganz still war, da hörte sie immer noch die laute Tanzmusik. Sie hörte das Geräusch der tanzenden Füße und hörte auch die Stimme Ulrich Zumbrunns. Er hatte andere Augen auf der Landstraße, dachte sie. Einfach andere. Sie redeten eine mildere Sprache. Ach, das ist dumm, Augen haben keine Sprache, dafür ist die Zunge da. Sie drehte sich um, drehte sich nach links und nach rechts, aber schlafen konnte sie nicht. Es muß ein launischer Mensch sein. Der ist einmal so und einmal so. Und warum hat die Wirtin das gesagt, mich gleichsam gewarnt? Ich habe es schon gemerkt. Kein Freund für junge Mädchen? Er war doch nett, sehr nett, eigentlich fast netter als damals. Nur nicht so — ich weiß nicht, so — da schlief sie.

Jorinde glaubt dem Herrn Pfarrer nicht

Am nächsten Morgen ging Jorinde fröhlichen Mutes weiter. Sie hatte genug zu denken. Sogar zu überlegen. Gefallen hatte ihr der Wanderer schon, ja, gefallen hatte er ihr. Aber so recht gefallen wie damals auf der Landstraße, nicht. Irgend etwas fehlte. Irgendwie sagte er nicht gerade das, was sie auch gedacht haben könnte. Damals — es waren Tage her — verstanden sie einander. Und warum er es wohl immer noch nicht wahr haben wollte, daß sie zusammen gewandert? Sie begriff es nicht. Hatte er denn auf diesem Wege ein Unrecht getan, und fürchtete, sie könnte ihn verraten? Das ist nun die reine Romantik, sagte sich Jorinde. Wenn sie ihr Wanderer in wenig Tagen schon zur Romantik gebracht hatte, konnte es ja gut werden.

Heute würde sie also bei Pfarrer Koller wohnen, oder bei seiner Schwester. Diese Schwester mußte eine zierliche Kreatur sein, der Schrift nach. Als sei ein Spinnchen über das Papier gelaufen, so dünn waren die Buchstaben. Und klein, und nirgends ein Druck, nirgends ein Sprung ins Wilde. Ganz sicher kleidete sie sich in Weiß. Jorinde lachte. Und der Herr Pfarrer daneben schwarz, wohlgenährt, sicher seiner Sache, aber gutherzig. (Wie wäre es Jorinde Steffen, wenn du dich als Prophetin ausbilden würdest?) Die eine weiß, der andere schwarz, das kann jedes sagen, so nahe liegt es. Sie bückte sich. Eine Raupe kroch über den Weg. Sie trug sie ins Gras. Wozu trägt sie wohl das Horn auf der Nase? Und so schön grün ist sie, ich wollte ich hätte ein Kleid in dieser Farbe.

Aus dem Seitenweg kam eine Frau und bog auf die Landstraße ein. Nach einer Weile sagte sie guten Tag. Und darauf gingen sie nebeneinander. Und wiederum nach einer Weile beschloß Jo, sich auszuruhen. Beide setzten sie sich. Jo holte ihre Schokolade hervor (mit den goldenen Buchstaben) und die Frau holte ein hartes Ei und darauf tauschten sie gegenseitig, denn jedes besaß mehr als nur die eiserne Ration. Lange ging es nicht ohne Gespräch. Die Frau faßte Mut.

„Ihr habt es gut, Fräulein, könnt so ledig durch die Welt laufen. Sorgen habt Ihr keine, und einen Mann auch nicht."

„Ich habe geglaubt, es sei gerade schön, einen Mann zu haben", sagte Jorinde. „Jede will doch mit der Zeit einen heiraten."

„Ja, ja. Das schon. Aber es geht so oft fehl! Es ist zu schwer." Jorinde mochte nicht fragen. Sie konnte doch nicht helfen. Sie hörte nicht gerne einen über den andern schelten. Selber schelten war etwas anderes.

„Meiner trinkt", sagte die Frau. Er vertrinkt alles. Er überläßt mir die ganze Arbeit. Ich habe die ganze Verantwortung. Und die ganze Schande. Wenn der Herrgott ihn doch nur zu sich nehmen wollte." Sie faltete die Hände. Aber Jo war nicht einverstanden.

„Nein, ein, das ist nicht richtig so. Das sollten Sie gar nicht sagen. Und was glauben Sie denn, der Herrgott wolle betrunkene Männer zu sich nehmen? Der wird sich bedanken."

„Einen Trost muß man doch haben", sagte die Frau.

„Dann gehen Sie doch lieber zu Ihrem Pfarrer, der wird Sie schon trösten. Aber den Mann nimmt er ganz bestimmt auch nicht zu sich."

„Nein, das tut er nicht. Und eben gehe ich zu ihm. Ich gehe oft." Jorinde tat der Pfarrer leid. Es ist sein Beruf, dachte sie. Papa muß auch viel hören, was er nicht gerne hört. Es wird auf eins herauskommen. — Sie gingen zusammen weiter, aber die Frau schwieg. Jorinde sah, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Nun tat sie ihr leid.

„Wenn Ihr Mann betrunken ist, was tun Sie dann?" fragte sie.

„Ich lasse ihn liegen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat", sagte die Frau. Jorinde hatte das Gefühl, daß damit nicht viel getan sei, aber sie hatte zu wenig Erfahrung, betrunkene Männer betreffend, als daß sie sich für oder dagegen hätte entscheiden können.

„Wie heißt Ihr Pfarrer? Ich gehe auch zum Pfarrer nach Baldingen."

„Er heißt Koller."

„Meiner auch. Dann ist es derselbe." Die Frau und Jorinde gingen nun schweigend weiter. Der Weg war staubig und lang. Es war heiß, so ein rechter, brennender Maitag. Eine Allee von verblühten Apfelbäumen spendete etwas Schatten.

„Wie ist denn der Pfarrer?" fragte Jo. „Und seine Schwester?"

„Oh, er hilft gern. Aber gar zu nah darf man ihm nicht kommen."

„Wieso?"

„Er ist so ein Gelehrter. Dünn zum Umfallen." Jorinde lachte innerlich.

„Und die Schwester?"

„Oh, die ist ein Engel. Die faßt die grausigsten Dinge an, wenn es nottut, und ist doch so zart und sauber. Die hat schon Säufer nach Hause begleitet."

„Und die waren doch nicht ihre Männer." Die Frau sah Jo an. Sie glaubte, das blutjunge Ding wolle sie verspotten.

„Sie werden wenig von solchen Sachen wissen", sagte sie, leicht giftig.

„Nein. Ist diese Schwester weiß gekleidet?"

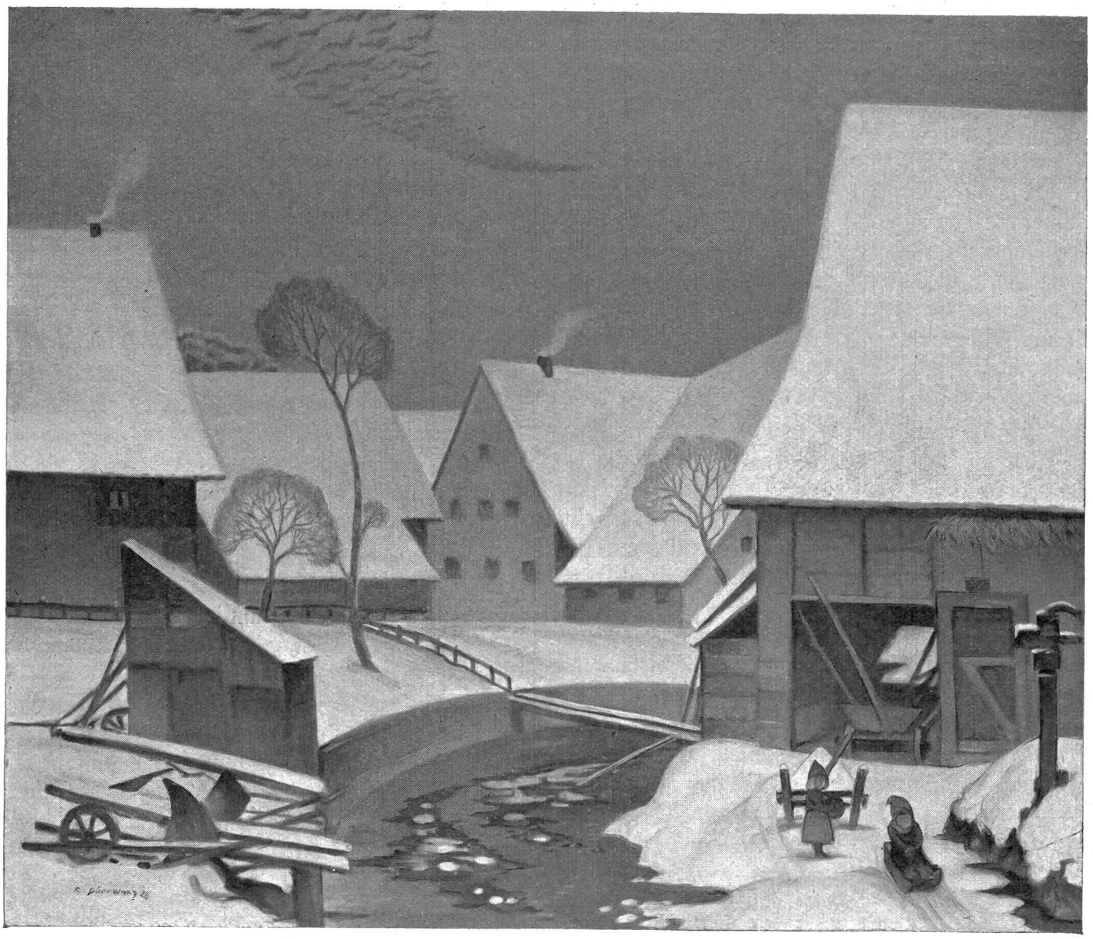
„Ja. Manchmal sogar im Winter." Nun bekam Jorinde wieder Respekt vor ihrem Instinkt.

„Dort ist das Dorf. Wo werden Sie wohnen?" fragte die Frau.

„Eben bei Fräulein Koller."

„Da haben Sie es gut." Sie seufzte. „So, ich gehe nun. Ich will erst zu meiner Schwester. Der geht's auch immer gut. Nur mir nicht. Mit mir meint's halt der Herrgott schlecht. Von Kindesbeinen an." Sie ging und sagte kaum Lebewohl.

„Jorinde ging langsam dem nahen Dorfe zu. Ein Dorf? Ach nein, das waren keine Dörfer. Das waren schöne Orte, mit sauberen, hellbemalten Heimstätten, hohen Kirchtürmen mit



Rud. Dürrwang — Stiller Dorfwinkel

blitzenden, farbigen Dächern. Da waren wiederum die breiten Schulhäuser mit den großen Fenstern und den weiten, wohlgesandeten Höfen. Rote Fabrikkamine zeigten hinauf zum Blau, und die Fabriken selbst standen im Grün der Wiesen. Hin und her gingen die selbstsicheren Bäuerinnen im Gewicht ihrer silbernen Göllerketten, und gingen die schmalen Fraueli im grauen Kittel und dem saubern, immer noch galandrierten Fürtuch. Auto fuhren herum, ein Bierwagen mit vier mächtigen Pferden trabte wuchtig die Hauptstraße hinunter, und um den alten, steinernen Brunnen standen Mädchen und wuschen die Milchkübel. Ob es den Leuten so gut ging, wie es den Anschein hatte? Das wäre schön, dachte Jorinde. Es sollte allen Leuten gut gehen. Warum denn nicht? Es kamen ja alle gleich zur Welt. Oder doch nicht? Die einen gesund, die andern krank. Die einen gescheit, die andern nicht. Die einen voll Energie, und die andern mit schwachem Willen, also ohne Waffen. Also kommen sie gar nicht nach voller Gerechtigkeit auf die Welt. Von allem andern Traurigen gar nicht zu reden. Was kann man da tun? Zum Beispiel die Kinder von dem Säufer, dem Mann der unbekannten Frau. Was können sie dafür, wenn sie wieder Säufer werden? Und ich mit einer solchen Mama und einem solchen Vater? Jo war ganz erschüttert. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich es so gut habe, dachte sie dankbar. Das muß ich nun auf der Landstraße merken. —

Sie stand vor dem Pfarrhaus. Einem Pfarrhaus, wie nur der Kanton Bern sie aufzuweisen hat. Harmonisch in den Linien, behäbig vornehm, mit den zwei Säulen vor dem Eingang, und links und rechts mit grünen Bänken. Mit Nelken und Betunien vom Fenster herabhängend, und eine Laube am Ende des Weges, der durch den Garten führte. An der Sonnenwand den alten Birnbaum, der sich beinahe bis unters Dach emporgearbeitet hatte, und den Apfelbaum, auf dem die Pfarrkinder, und eine Menge anderer, eine Bank in den erreichbaren Aesten errichtet hatten, wo sie das Obst aßen, das sie nicht pflücken durften und die Schokolade, die sie heimlich und gemeinsam gekauft hatten. Drohende Plakate waren keine da. Bettler durften es wagen an der blankgeputzten Glocke zu läuten, und Hausierer wurden nicht abgewiesen. Anna-Maria, die Pfarrersschwester, hatte es einmal gewagt, und einem Bettler nur Brot gegeben. Er schaute das Stück Brot an, drehte es um, und sagte hämisch: „Vergelt's Gott, wenn's der Wind nicht nimmt." Sie sei sprachlos dagestanden, erzählte sie. Es hätte ihr einen Stich ins Herz gegeben. Und es sei eine recht große und gar nicht etwa altgebackene Scheibe gewesen. Und ein andermal hatte einer — ein Ausländer, Gott sei Dank — den ganzen Teller mit wunderbarer und mit Speck gekochter Erbsensuppe in den Regenschirm im Gestell geschüttet. Da hätte sie sich gesagt — so erzählte Anna-Maria — daß offenbar der Mensch nicht vom Brot allein leben wolle, sondern, daß er auch Geld haben müsse, damit, wenn er etwas zum Brot kaufe, er es auch bezahlen könne, und nicht etwa Schulden machen müsse. Seither gebe sie zum Brot immer ein Zehnerlein. Ihr Bruder, der Pfarrer, billige diese Anschauung nicht. Er betone, daß das die Bettelei unterstütze und daß man, wenn etwas verboten sei, der Obrigkeit zu gehorchen habe. Gewiß, habe sie gesagt. Gewiß, aber mit Vernunft.

Jo stand vor der grüngestrichenen Türe, besann sich einen Augenblick und läutete. Die Glocke bimmelte und bimmelte und bimmelte, und wollte nicht aufhören. Diese Pfarrersleute hier weisen einem nicht gerne ab, dachte sie, sonst würden sie eine

Glocke mit kürzerem Atem anschaffen. Wenn sie nur nicht denken, es sei unverschämt, so an der Glocke zu reißen. Aber da hörte sie Türen gehen, und leise Schritte trippelten über die roten Fließen der weiten Halle, und ein zartes, zierliches Wesen sah Jo mit glänzenden Augen an.

„Sie sind vielleicht ... Sie sind gewiß ... das Fräulein ..."

„Ja, ja, ich bin die Märchenerzählerin. Darf ich wirklich zu Ihnen kommen?"

„Aber gern, aber herzlich gern! Das ist ja wunderschön. Eine Märchenerzählerin ist noch nie bei uns gewesen. Und seien Sie nicht böse, daß mein Bruder ... der Herr Pfarrer nicht gleich kommt. Er ist am Studieren — die Predigt, Sie wissen ja!" Und das zaghafte Wesen legte den Finger auf den Mund. „Sie wissen doch, wie es in Pfarrhäusern ist?"

„Nein, das weiß ich nicht. Ich bin noch nie in einem Pfarrhaus gewesen. Aber ich kann es mir denken, Samstag, da hat der Herr Pfarrer keine Zeit." Das Pfarrschwesterlein nahm Jo an der Hand, und führte sie zuerst durch die Halle, dann eine kurze Treppe hinauf links, und durch einen langen Gang rechts, wieder links, und endlich stand man vor Anna-Marias Zimmer, das sie Jo überlassen hatte.

Genau wie Jo es sich vorgestellt hatte, sah das Zimmer aus. Weiß, weiß und weiß. Stühle, Tapeten, Tischdecke, Vorhänge, alles, dem es möglich gewesen, weiß zu werden. Aquarelle und Kissen sorgten für Buntheit.

„Das ist mein Zimmer, Fräulein Steffen. Aber ich will Ihnen gleich das ganze Haus zeigen, damit Sie sich auskennen." Und sie nahm wiederum Jos Hand und führte sie auf eine breite Holzlaube. Die großen Blätter eines Maulbeerbaumes sahen zu den Fenstern herein.

„Bitte, da stellen Sie Ihre Schuhe hin, und da, bitte, an den Haken Ihre Kleider. Die Maulbeeren sind noch nicht reif. Und da unten ist der Garten. Und dort der Brunnen. Und die beiden Bilder hier an der Wand hat ein Bauer meinem Großvater geschenkt. Niemand will sie im Zimmer aufhängen." Es waren zwei komische Holzschnitte. Der eine stellte einen Knecht in einer Zipfelmütze dar, dem mit einer wahren Jammermiene die Tränen über die Backen liefen. Unten stand gedruckt:

Ich muß weinen, weil du lachst,
Und dich ganz zum Narren machst.

Und das Gegenstück dazu lachte, daß man ihm die Weisheitszähne sah, und unten hieß es:

Ich muß lachen, weil du weinst,
Und mir gar so komisch scheinst.

Trotz, wie Anna-Maria sagte, einer fünfzigjährigen Nachbarschaft, hatte keiner der beiden seine Weltanschauung ändern können und der eine lachte, und der andere weinte, als sei die Welt still gestanden. Und für zwei solcher Kerle stehe sie auch still.

Das freundliche Dämchen — wie alt es war, war gar nicht festzustellen, so zwischen zwanzig und dreißig, so schimmerte ihr Gesicht vor Freundlichkeit — ging weiter auf ihrem Rundgang und endete im Eßzimmer, wo ein zierlicher Kaffeetisch gedeckt war und kostbares Siongeschirr mit purpurroten Kränzen und goldenen Verzierungen auf dem Tisch stand. Die Stühle, die einander steif gegenüber standen, stammten aus der selben Zeit und waren mit grünem Reps bezogen. Auf einem der Kissen war ein weißer Pudel gestickt, der eine Reitpeitsche hütete, und auf dem andern eine Taube mit dem Oelzweig im Schnabel.

„Meine Eltern sind auf diesen Kissen getraut worden", sagte Anna-Maria, und ein Schein von dem Glück, das sie sich dabei vorstellte, ging über ihr Gesicht. Darauf drehte sie sich um und zeigte auf den brauen, glänzenden Ring, der in der Mitte des Tisches stand.

„Ich habe ihn gebacken", sagte sie stolz. Dann zeigte sie auf Dorés Bilderbibel, die aufgeschlagen auf einem kleinen Tischchen lag.

„Es sind herrliche Bilder darin", sagte sie. „Die Sündflut, — es wird einem angst, wenn man das Bild besieht und denkt, daß das wirklich geschehen ist. In jenen Zeiten kamen solche furchtbaren Sachen vor. Die Menschen waren sehr böse."

„Oh, in unsern Zeiten kommt dasselbe vor. Beim Ausbruch des Krakatau schwammen dreißig- oder vierzigtausend tote Menschen im Meer herum, so gräßlich hoch war die Springflut."

„Wahrhaftig? Ja, sind denn die Menschen heutzutage auch noch so böse?" fragte Anna-Maria. „Nein, nein, sie sind viel besser geworden?"

„Ach, nun weiß ich, warum Sie so ein weißes Zimmer haben müssen", sagte Jo gedankenvoll. „Sie werden eine ganz weiße Seele haben."

„Das weiß ich nicht", sagte das Fräulein, das weder Mensch noch Tier leiden sehen konnte. „Es wird ja auf die Farbe nicht ankommen." Aber nun kam der Herr Pfarrer herein und es gab die große Begrüßung, das Woher, Wohin, die Fragen nach Namen und Eltern, nach Heim und Beruf. Und daß Jo die nächsten Tage keine Märchentage hatte, entzückte das geschwisterliche Paar, und erfüllte die Schwester mit tiefer Freude, denn dann bliebe Jo bei ihnen. Der Pfarrer war so dünn und lang, daß der Wind ihn hätte forttragen können. Seine Augen glänzten warm, daß es kein anderes Licht sein konnte als ein göttliches, das sie erleuchtete. Es war eine Freude, diesen Augen zu begegnen.

„Ich habe eine freudige Nachricht für Sie, Fräulein Steffen", sagte er. „Die Literarische Gesellschaft möchte Sie morgen abend hören."

„Mich?" fragte Jo. „Die erwachsenen Leute?"

„Jawohl. Märchen gefallen auch uns Alten." Jorinde wurde rot vor Freude.

„Sie müssen nicht zuviel erwarten, liebes Fräulein. Wir sind nicht reich. (O weh, dachte Jo. Was wird's sein, ein paar Franken.) Sie müssen vorliebnehmen. Sind Sie zufrieden mit hundert Franken?"

„Wieviel?" fragte Jo.

„Mit hundert Franken. Früher spendeten wir mehr, aber heute wollen die Leute die Beiträge einschränken."

„Aber das ist ja furchtbar viel, Herr Pfarrer. Ich danke Ihnen tausendmal. Ich freue mich sehr. Und was soll ich lesen? Märchen also ..."

„Essen Sie nur ruhig fertig. Sie sind ja ganz aufgeregt."

„Wenn man hundert Franken verdient? Da muß eines aufgeregt und dankbar sein, sonst hat es ja kein Herz. Mama wird sich freuen! Mich wundert bloß, was sie sagen wird, wenn sie das hört." Kaum vermochte Jo weiterzuessen von dem Ring und dem unbeschreiblich herrlichen Eingemachten, das nur in einem Pfarrhaus gefunden werden konnte, und sicherlich einem Kochbuch entstammte, das einen Stammbaum hatte. Anna-Maria wurde herausgerufen, sie entschuldigte sich und ging auf den Zehen aus dem Zimmer.

Jo erzählte von der Frau, die sie auf der Landstraße getroffen, und der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Ich kenne sie. Sie ist an ihrer unglücklichen Ehe mindestens ebenso viel schuld wie ihr Mann. Ein Säufer ist er geworden, nicht immer gewesen. Die Frau hat ihm mit ihrem ewigen Jammern und Schelten über ihn, die Menschen, Gott und das Schicksal das Leben verleidet. Keine Freude mochte

sie ihm gönnen, nur Arbeit. Keine Erholung gestattete sie, kurz, der Mann sollte sich schinden und jeden Pfennig sparen. Nun trinkt er, kommt kaum anders als betrunken heim. Es ist kein Leben, aber es war ebensowenig eines früher. Die Ammann kommt alle zwei Wochen zu mir, erzählt, was sie längst erzählt hat, klagt und schimpft, und ist schwer wegzubringen. Und dabei hat sie seinerzeit sich mit Eltern und Geschwistern verzankt, um ihres jetzigen Mannes willen. Sie hat die Heirat erzwungen."

„Kann man das nicht vorher wissen, ob man zusammenpaßt oder nicht?" fragte Jo. „Das kann doch nicht so schwer sein?"

„Offenbar kann man es nicht wissen und offenbar ist es schwer. Nicht darum, weil jedes das andere nicht kennt, aber weil keines sich selber kennt. Was man will, was man verlangt, was man erwartet vom andern, das wissen die Leute. Aber was man selbst leisten kann, bieten kann, entbehren kann, tragen kann, das wissen sie nicht."

„Aber es muß doch etwas geben, eine ganz besondere Eigenschaft, die man erlernen könnte und sich aneignen, um wenigstens friedlich und freundlich zusammenleben zu können? Ich kenne ja nur eine Ehe, die von Papa und Mama."

„So gut! Und was für eine Eigenschaft besitzen denn zum Beispiel diese beiden Glücklichen, von der Sie glauben, sie sei besonders gut und wichtig, oder wie soll ich sagen, sie sei eben die Eigenschaft, von der Sie vorhin sprachen."

„Ja, ich weiß nicht — sie haben sich eben lieb."

„Viele Leute haben sich lieb gehabt, ja, haben sich noch lieb und es will doch nicht gehen. Sie können sich sogar achten, sich ehren, und doch können sie nicht zusammen leben. Sie können nicht eins sein, das heißt, am gleichen Strick ziehen, wenn ich mich so sportlich ausdrücken soll. Können Sie mir nichts von Ihren Eltern sagen?"

„O doch! Es sind zwei feine Kreaturen. Wir sind sehr gute Freunde. Mama ist herzig, und so klug — vernünftig — meine ich. Papa bleibt immer gleich. Er wird nie zornig. Aber Mama macht ihn auch nicht zornig. Sie zanken sich fast nie, und wenn sie merken, daß sie sich zanken wollen, lachen sie. Mama tut dem Papa halt alles zuliebe."

„Und Ihr Vater?"

„O, der tut Mama auch alles zuliebe. Und der Onkel Basilius auch, das ist Mamas Burder. Aber die zwei zanken sich tüchtig. Mama sagt, sie hätten sich das so angewöhnt, und bei ihnen sei und bedeute das die innigste Gemeinschaft. Der Basilius neckt Mama so viel, und das nimmt sie ernst. Papa neckt sie nie, weil er sagt, es rühre ihn, wie sie alles glaube. Papa vergißt so viel, aber Mama sagt, das mache nichts. Sie besorgt alles für ihn und erinnert ihn an alles. Sie vergelte ihm damit seine große Liebe und Güte, sagt sie."

Fortsetzung folgt.

Alles ist euer

(Sonntagsgedanken)

Man hört heute oft sagen, daß die Menschen ihre christliche Haltung verloren haben. Wer wollte bestreiten, daß gesunde Sitten, die einst die christliche Familie zierten, sich gelockert haben und teilweise sogar verschwunden sind. Wir haben recht, wenn wir das bedauern. Tendenzen der Auflösung sind fast immer Zeichen der Degeneration. Aber verstehen wir es anderseits nicht auch, wenn man kommt und sagt, es komme in einem Christenleben nicht auf Formen und nicht auf die Sitte an. Soweit sich hinter dieser Auffassung nicht eine schrankenlose und falsche Freiheit verbirgt, kann man auch dieser Auffassung zustimmen.

Es gibt in der Bibel ein merkwürdiges Wort, das uns Wegweiser sein will. Es heißt: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi". Es werden uns also die Schätze dieser Welt nicht vorenthalten, sie gehören uns, und wir dürfen sie genießen. Wir dürfen Anteil haben an den Freuden dieser Welt. Der Christ braucht nicht weltfremd zu sein, sondern er soll fröhlich in dieser Welt stehen und Anteil haben an dieser Welt. Es wird uns in dem Wort nicht gesagt, daß wir das und das nicht haben dürften und nicht genießen sollten. Dürfen wir also die Güter dieser Welt schrankenlos genießen? Das Wort setzt doch eine Schranke, denn es sagt uns: „Ihr aber seid Christi„. Das ist eine Bedingung, das ist das Wichtigste in diesem Wort. So will das Wort uns wohl sagen, daß wir alles haben und genießen dürfen, soweit es uns nicht davon zurückhält oder davon abwendet, Christus zu sein. Wenn wir das bedenken, dann merken wir sofort, daß uns die Lustbarkeit der Welt sehr gern von Christus weg zieht. Das darf nicht sein, da müssen wir widerstehen. Wenn wir der Welt und ihren Freuden nachhangen, dann müssen wir uns immer wieder fragen, ob sie uns nicht von Christus trennen. Ist das nicht der Fall, so dürfen wir fröhlich die Früchte dieser Welt genießen. Das ist die einzige Schranke, die uns gesetzt ist! So wir bei Christus sind und bei Christus bleiben, brauchen wir dieser Welt nicht zu entsagen, sondern dürfen hier fröhliche Menschen sein, denen auch die Schätze dieser Welt gegeben sind. So wir bei Christus bleiben, werden nicht wir die Untertanen der Welt werden, sondern wir werden die Herren über die Güter der Welt sein. Wenn wir in Christus sind, dann werden wir die Welt beherrschen, sind wir aber losgelöst von Christus, dann sind wir die Opfer der Welt. Darum wollen wir fröhlich in dieser Welt stehen, uns aber immer wieder bewußt bleiben, daß wir einem Herrn gehören. Und solange wir diesem Herrn gehören, werden wir in der Welt nicht verloren sein und nicht untergehen, sondern in Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer und dem Geber aller Gaben an den Früchten dieser Welt teilhaben dürfen. F.

Drei Mütter

Von Johanna Siebel (Schluss)

Eine triumphierende, fast feindselige Genugtuung blitzt auf in Frau Schmidts offenem Gesicht: „Ja, ja, Lotti, Mama hält dich schon, wer wird auch Mama ihr Schatzeli nehmen wollen! Nein, das gibt es nicht, sicher nicht."

Lena erhebt sich und stellt sich schwerfällig an das Fenster. Gemartert schaut sie in den häßlichen Tag. Warum dehnt man diese Folter bis zur Unerträglichkeit? Wieder liegt das lähmende Schweigen auf den Frauen, auf diesen drei Frauen voll tiefer opferbereiter Mütterlichkeit, von denen jede das Kind in Sehnsucht und Liebe am Herzen halten und immer behalten möchte!

Abermals unterbricht Herr van Geldern den schweren Bann: „Es wäre jedenfalls am besten, Frau Schmidt, wenn Sie das Kind sofort fertig machten, der Wagen wartet vor dem Hause. Wir würden Ihnen dankbar sein, wenn Sie mit uns zum Hotel fahren könnten. Die Kleine könnte unruhig werden unterwegs. Bist du einverstanden so, Nora?"

„Ja, Lieber", sagt die Angeredete.

Frau Schmidt schaut mit flehendem Blick auf Lena: „Fräulein Wichert!" stammelt sie. Eine ergreifende Bitte ringt in der Stimme.

Lena dreht steif, in erschütternder, erbarmungswürdiger Müdigkeit das Haupt: „Tun Sie, wie der Herr sagt, Frau Schmidt" entgegnet sie tonlos und spricht dann in bleierner Einförmigkeit: „Das Vaterlose soll nun einen Vater haben und wird einen ehrlichen Namen tragen. Niemand wird ihm die Unehre seiner Mutter vorhalten und daß es in Schanden geboren. Ein Teil der Sünde wird erblassen, und der strafende,